

Lesen als inneres Hören: Dialogische Empirie am Beispiel des Zusammenspiels von Autoethnografie und Interviewforschung

Schulz, Miklas

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Schulz, M. (2021). Lesen als inneres Hören: Dialogische Empirie am Beispiel des Zusammenspiels von Autoethnografie und Interviewforschung. *Zeitschrift für Qualitative Forschung*, 22(1), 25-37. <https://doi.org/10.3224/zqf.v22i1.03>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY Licence (Attribution). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>

Miklas Schulz

Lesen als inneres Hören

Dialogische Empirie am Beispiel des Zusammenspiels von Autoethnografie und Interviewforschung

Reading as internal hearing

Rethinking Autoethnography and Interview Methodology as Dialogical Empirical Research

Zusammenfassung

Im Bereich qualitativer Forschung gilt es weithin als selbstverständlich, dass wir es nicht mit ‚rohen Daten‘ zu tun haben, die unabhängig von unseren Begriffen, Forschungsperspektiven und Erfahrungshintergründen existieren. Zwar wird im Kontext der Interviewforschung eine Diskussion der Frage nach der Relevanz der sozialen Positioniertheit gefordert, allerdings finden sich in den Forschungsberichten selten tatsächlich Reflexionen darüber. Am Beispiel einer eigenen Studie soll daher der Erkenntnisprozess nachgezeichnet werden, der sich im Dialog von – aufgrund von Blindheit auditiv ausgewerteten – Interviews mit einer Autoethnografie ergab. Der Untersuchungsgegenstand waren sprachbasierte und mediengestützte Hörweisen. Verbunden wird damit ein an Bourdieu anschließendes Plädoyer für eine Objektivierung der sozialen Bedingtheit subjektiver Erkenntnisproduktion.

Schlagwörter: qualitative Methodologie, Reflexivität, Dispositivanalyse, Disability Studies, auditives Lesen

Abstract

In the field of qualitative research, it is generally considered self-evident that the researcher does not work with “raw data”, i.e. information that is unencumbered by the influence of his or her concepts, research perspectives and background experiences. Although a discussion of the relevance of social positioning is therefore essential for interview research, there is rarely any reflection of this issue to be found in interview research reports. The study “Hearing as Practice” exemplifies the developmental dynamic that resulted from reflection concerning a reconstructive interview analysis in the context of an autoethnography. This project responds to a plea from Bourdieu for an objectification of the social conditioning of subjective knowledge production.

Keywords: qualitative methodology, reflexivity, dispositive analysis, disability studies, auditory reading

1 Einleitung

Zu den Grundüberzeugungen qualitativer Forschung zählt das Eingeständnis, dass Erkenntnisprozesse subjektiv vermittelt sind. Die Standortabhängigkeit des Wissens war bereits für die von Karl Mannheim (2015) entfaltete Soziologie zentral, der sich mit den spezifischen Bewusstseinsstrukturen und Handlungsmustern von Menschen als Angehörige bestimmter Gruppen, Klassen oder Generationen befasste. Denken und Wissen gelten demnach als notwendig perspektivisch, weil sie sich aus einem historischen Prozess heraus konstituieren, auf den sie bezogen bleiben. Dieses wissenssoziologische Verständnis einer sozio-historisch bedingten Konstitution von Denken, Wissen und Handeln liegt auch der vorliegenden dispositivanalytischen Forschungsperspektive auf einen impliziten Primat des Sehens im Forschungsverständnis zugrunde. Dieser Zugang zeichnet im Folgenden exemplarisch nach, dass auch in wissenschaftlichen Aussagen eine prinzipielle Seinsverbundenheit des Menschen wirksam ist, durch die die Erkenntnisproduktion prinzipiell betroffen ist (Bühmann/Schneider 2008, S. 35f.). In diesem Sinne forderte auch Pierre Bourdieu immer wieder eine Soziologie der Soziologie, bei der es darum gehe „die sozialen Bedingungen der Produktion des Produzenten zu objektivieren“ (Bourdieu 1993, S. 368). Reflexiv einzubeziehen wären deshalb die Verfasstheiten, Einstellungen und Interessen, die auch Wissenschaftler*innen aufgrund ihrer sozialen, geschlechtlichen oder ethnischen Herkunft haben.¹

Fokussiert wird im Folgenden die für Bildungsprozesse relevante Frage nach der in Lesepraktiken implizit vollzogenen Konstruktion unseres Verständnisses der Sinneswahrnehmung. Weithin angenommen wird ein quasi natürlich gegebener Zusammenhang von Auge und Schrift, der das für das Lesen zentrale Phänomen der inneren Stimme hervorbringe. Ob nun literaturwissenschaftliche Positionen (Weimar 1999), sprach- bzw. medienwissenschaftlich orientierte Arbeiten (Jäger 2014; Lehmann 2012) oder eine erziehungswissenschaftliche, sich für den Leseerwerb interessierende Forschung (Lösener 2005; Gailberger 2011): Das sogenannte Phänomen der Subvokalisation gilt allen als konstitutiv für den Leseprozess. Gemeint ist damit die „begleitende Aktivität der Sprechmuskulatur beim stillen Lesen“ (Lösener 2005, S. 43). Diesem Befund folgend werde auch „beim stillen Lesen das Geschriebene innerlich gehört und sogar häufig still mitgesprochen“ (ebd., S. 42). Zugleich wird diese den Leseprozess leitende innere Stimme der Subvokalisation jedoch konzeptuell differenzierend aufgegriffen, um ein optisches Textlesen von einem auditiven Textaneignungsvorgang (wie etwa im Hörbuch) zu unterscheiden (Jäger 2014; Lehmann 2012).

In der qualitativen Studie „Hören als Praxis“ (Schulz 2018) sollte diese Differenzsetzung machtkritisch hinterfragt werden. Anhand der Rekonstruktion von Praxiszusammenhängen² der (Hör-)Textaneignung wurde danach gefragt, wie sich Menschen in ihren Lesepraktiken deutend zu ihrer eigenen Sinnlichkeit ins Verhältnis setzen. Dafür wurden 20 teilnarrative Interviews ausgewertet und mit einer Autoethnografie des Forschenden in einen Dialog versetzt. Das methodologische Wagnis bestand hierbei darin, in der Autoethnografie die eigene Arbeitsweise als blind arbeitender Wissenschaftler einzubinden – nicht zuletzt auch, um dem Transparenzgebot in der qualitativen Forschung zu genügen. So galt es, die mithilfe einer Sprachausgabesoftware im Modus des Auditiven durchgeführte Interviewauswertung zu illustrieren, bei der sich die innere Stimme – entgegen den genannten Differenzsetzungen in der Leseforschung – auch bei einer auditiv ge-

stützten Interviewauswertung als gegeben und unverzichtbar erweist. Damit wird die eigene blindheitsbedingte Behinderungserfahrung zu einem Bestandteil des Forschungsgegenstands gemacht und die positionellen Verwicklungen mit dem Erkenntnisinteresse mediengestützter Hörweisen offengelegt. Erweitert wird schließlich die Vorstellung der Leistungsfähigkeit des Hörsinns nicht nur im Kontext der Aneignung von, sondern auch im Umgang mit Schriftsprache. Entfaltet wird ein Konzept des auditiven Lesens, das das Postulat naturalisierter Grenzziehungen in den Sinnesleistungen praxistheoretisch irritiert.

Im Folgenden wird gezeigt, wie die beiden Datenquellen der Interviews und der Autoethnografie in einen fruchtbaren Dialog treten konnten. Als Einstieg wird zunächst die als methodologische Brücke fungierende dispositivanalytische Forschungsperspektive vorgestellt und mit der Reflexivität in der Interviewforschung sowie der Autoethnografie verbunden (2). Anschließend wird gegenstandsbezogen illustriert, wie über die Kontrastierung von Autoethnografie und Interviewforschung eine Befremdung erwirkt wurde, die den Forschungsfokus maßgeblich beeinflusste (3). Abschließend folgt ein als kontingente Metaerzählung angelegtes Fazit (4).

2 Methodologische Grundlegung über eine dispositivanalytische Forschungsperspektive

Bei einer an Peter L. Berger und Thomas Luckmann (1987), den Symbolischen Interaktionismus und Michel Foucault anknüpfenden, sozialkonstruktivistisch angelegten dispositivanalytischen Forschungsperspektive geht es darum, dass „Geworden-Sein einer als gegeben wahrgenommenen [...] gesellschaftlichen Ordnung als Resultat grundsätzlich kontingenten menschlichen Handelns [...] in seinen Bedingungen, Möglichkeiten und Auswirkungen empirisch zu rekonstruieren“ (Bührmann/Schneider 2008, S. 34f.). Weder die eigenen noch die beforschten Alltagswelten gelten in ihrer Relation zu allgemeineren Wissensordnungen als selbstverständlich. Es geht somit um eine „umfassende Rekonstruktion der dispositiven Konstruktion der Wirklichkeit, also der Konstruktion von Wirklichkeit über diskursive und nicht-diskursive Praktiken“ (ebd., S. 85). Das damit angedeutete Wirklichkeitsverständnis wendet sich gleichermaßen gegen eine „objektivistische Sichtweise, die jenen neutralen, gewissermaßen außerhalb der Welt angesiedelten Sonderstatus für den wissenschaftlich Beobachtenden unterstellen muss, wie gegen eine subjektivistische, individualistisch-reduktionistische Perspektive, die individuelle Akteure als erkennende Subjekte ins Zentrum rückt und die Welt, in der diese Akteure leben, von ihnen her als erklärbar setzt“ (ebd., S. 35).

Ein Mehrwert der dispositivanalytischen Forschungsperspektive ist die analytische Differenzierung und Einbeziehung verschiedener Wissensformen. Schließlich ist die Grundidee des Dispositivs nach Foucault, dass sich verschiedene heterogene Elemente machtvoll und netzartig konfigurieren (Foucault 1978, S. 119f.), und dass so spezifische Formen von Subjekten, Objektivationen und Diskursen hervorgebracht werden (vgl. Bührmann/Schneider 2008). In der Studie „Hören als Praxis“ wurden somit die folgenden Wissensformen analytisch differenziert und die Wechselwirkungen zwischen ihnen rekonstruiert:

- das diskursive Wissen im feuilletonistischen Interdiskurs der Medien zum Thema Hörbuch;
- das Wissen im Fachdiskurs zu den Medien Stimme, Schrift und den Aneignungstechnologien sowie zum optischen Lesen;
- das leiblich gespürte bzw. inkorporierte Wissen der Interviewten;
- das alltagstheoretisch gebundene Wissen der Erzählungen der Interviewpersonen;
- und das in der Autoethnografie versprachlichte Erfahrungswissen, das ein befremdendes Scharnier zwischen dem Wissen des Fachdiskurses und den Wissensbeständen der Interviewpersonen bietet.³

Im Sinne einer kritischen Ontologie nach Foucault gilt es, vermeintliche Gewissheiten und Evidenzen zu hinterfragen. Leitend ist dafür eine (re-)konstruktive Analysehaltung. Diese ist charakterisiert durch die Erforschung der über Wissen jeweils vermittelten Verhältnisse von Diskurs, Macht und gesellschaftlichem Sein. Damit ist die methodologische Position des Verstehenden und Rekonstruierenden immer auch Teil des zu reflektierenden forscherschen Konstruktionsprozesses, weshalb für das Gelingen von Reflexivität Vorkehrungen zu treffen sind. Einzuhegen ist deshalb auch die Idee überzogener Erkenntnisansprüche. An ihre Stelle tritt der Primat der Selbstrelativierung des sozialwissenschaftlichen Erkenntnispostulats. Reflexivität wird dabei als eine Praxis der Problemidentifikation verstanden, die die Forschung strukturiert. Damit ist die Darstellung der Forschungsergebnisse selbst als ein konstruktiver Prozess zu begreifen. Es sind folglich nicht nur die Erfahrungen, Praxisformen und Lebensweisen von anderen (über Interviews) darzustellen, sondern gemäß dem interpretativen Paradigma auch die des Forschenden selbst – über die Autoethnografie – in die Analyse, Reflexion, Ergebnisdarstellung sowie deren Diskussion einzubeziehen. Ziel ist eine dialogische Auseinandersetzung der (Wissens-)Welten der anderen mit den eigenen. Durch die hervortretende Differenz lässt sich sodann die Konstruktion derselben verdeutlichen und infolgedessen kann eine präzisere Konturierung des eigenen (standortgebundenen) Erkenntnisinteresses gelingen.

Dem konstruktivistischen Paradigma gemäß ist damit zwar keine wahrhaftigere Annäherung an ‚die Realität‘ möglich; zugleich liegt der Gewinn eines solchen Vorgehens in einer zu extrahierenden Vielfalt von Wissensbeständen und Stimmen. Die Reflexivität ist somit bedeutsam für die Erkenntnisprozesse, weswegen zuerst die Interviewforschung daraufhin befragt wird, bevor einige Anmerkungen zum Stellenwert der Autoethnografie folgen.

2.1 Reflexivität in der Interviewforschung

Im Zentrum einer Auseinandersetzung mit der Frage nach der Subjektivität in der Interviewforschung steht bislang der Einfluss der interviewenden Person auf die erhobenen Daten sowie deren Gewinnung und Auswertung. Verhandelt wird der Umstand sozialer Positionierung, beispielsweise bezüglich der Nähe und Distanz im Erfahrungsraum (Helfferich 2011). Eine Inkongruenz der Erfahrungsräume gerät in der Literatur zu einem Auftrag an die Kontrolle des hermeneutischen Prozesses des Fremdverstehens, der wiederum nur reflexiv zu bewerkstelligen und zu kontrollieren ist (Kruse 2014; Helfferich 2011). Interviews werden dabei als soziale Situationen begriffen, die in Interaktionen eingebettete und in ihnen aktualisierte

oder verschobene, koproduzierte Bedeutungskonstitutionen hervorbringen. Dieser weitläufig geteilte Ausgangspunkt betrifft dann vor allem die Fragetechnik, die Gestaltung der Interviewsituation sowie den interpretierenden Umgang mit dem Datenmaterial. So fragt Jan Kruse (2009) danach, was wir eigentlich über uns selbst erfahren, wenn wir qualitativ forschen. Angesprochen wird damit die auf Interviews bezogene Auswertungspraxis, bei der z.B. eigene Frageformulierungen spannende Einsichten in die subjektiven Orientierungen gewähren können. Insofern gilt es als unstrittig, dass die „Interviewerinnenbeiträge [...] sowohl als faktisch steuernder, ermöglichender wie restringierender, bedeutungsschaffender Rahmen“ (Deppermann 2013, S. 20) mitanalysiert werden müssen.

Auch im Feld der Grounded Theory Methodologie (GTM) existiert der Vorschlag, die Selbstreflexion als „eine gegenstandsbezogene Heuristik“ (Breuer/Mey/Mruck 2011, S. 438) zu nutzen, wobei die Doppelposition zwischen forschender Feldbeobachtung und gleichzeitiger Teilnahme in demselben profiliert wird. Aus einer solchen Haltung heraus können die eigenen explizierten „Präkonzepte, Haltungen, Gedanken und Gefühlsreaktionen“ (ebd.) als weitere subjektive Lesarten von Situationen betrachtet werden. Das Führen eines Forschungstagebuchs sowie das insbesondere die Datenerhebung begleitende Verfassen von Memos sind dabei geläufige Praxis (Strauss/Corbin 1996, S. 106f.). Hier liegt der Fokus (wie bei Breuer/Mey/Mruck 2011, S. 440) insbesondere auf einer Auseinandersetzung „mit dem Verhältnis von Forscher/in, Forschungsthema und Forschungsprozess, Wahl der Methoden, mit Interaktionserlebnissen und Resonanzen im Forschungskontakt, mit Reaktionen auf die Anwesenheit des/der Forschenden im Forschungsfeld“ (ebd.). Den interessierenden Aspekt der eigenen Positioniertheit verhandeln die Autor*innen unter dem Schlagwort der Themenwahl. Hier suchen sie nach Bedeutungszusammenhängen zwischen Forschungsgegenstand und den eigenen lebensgeschichtlichen Bezügen und Verwicklungen. Die vorliegend eingenommene Perspektive geht noch einen Schritt hinter die soeben skizzierten Fragen nach der Gewinnung und Auswertung von Interviewdaten zurück. Gefragt werden kann nämlich auch, wann welche Frage eigentlich wem und warum als forschungsrelevant erscheint.

In der dispositivanalytischen Forschungsperspektive ermöglichen die Interviews „ein ‚Anzapfen‘ des Hintergrundwissens und der Deutungen“ (Alkemeyer/Budde/Freist 2013, S. 14, Hervorh. im Orig.) der Interviewpersonen. Die Art der Versprachlichung kann mithilfe einer Agency- und Metaphernanalyse auf das subjektive Empfinden bei der (Hör-)Textaneignung befragt werden (Schulz 2018, S. 218 ff.). Die bedeutenden Praktiken der Versprachlichung des jeweiligen Sinneserlebens ließen sich kontrastierend zu eigenen Wahrnehmungsweisen heranziehen, sodass die Interviewrekonstruktion zum Dialogpartner für die nachfolgend zu skizzierende Autoethnografie gemacht wurde.

2.2 Autoethnografie im Kontext von Behinderungserfahrung

Wie soeben knapp erläutert, befassen sich die Methodologien qualitativer Forschung schon seit langem mit der Bedeutung positioneller Wissensbestände. Indem jedoch erwogen wird, eine Autoethnografie anzufertigen, die mit einer Interviewanalyse dialogisiert ist, wird die Subjektivität des Forschenden gravierend aufgewertet. Mehr noch: Es wird der reflexiv einzuholenden Subjekthaftigkeit von

Erkenntnisprozessen, also der positionierungsbedingten Erkenntnisproduktion, ein größerer Raum zugebilligt und damit auch mehr Gewicht beigemessen. Thematisiert werden sollten daher die positionellen Dimensionen der sozialen, ethnonationalen, vergeschlechtlichten oder anderweitig verkörperten Differenz.

Die historisch-gesellschaftliche Situation, die die vorliegend gewählte Forschungsperspektive rahmt, verweist auf entsprechend benennbare Umstände: Diese Perspektive steht in Zusammenhang mit einer kritisch-emanzipatorischen Bewegung der Gegenwart; schlagworthaft mögen die Verwirklichung von Bildung unter dem menschenrechtlichen Anspruch von Inklusion oder die machtkritisch orientierten Disability Studies genannt werden, die um Anerkennung gleichwertiger Lebensformen und Chancen im Kontext vorhandener Beeinträchtigung kämpfen. Dabei bedienen sie sich im kulturellen Modell dem Phänomen Behinderung als ein analytisches Erkenntniswerkzeug zur Dekonstruktion moderner Vergesellschaftung (Waldschmidt 2005).

Disability Studies, Machtkritik und menschenrechtlich verbürgte Inklusionsansprüche bilden gemeinsam mit medientechnologischen Entwicklungen in Form von Screenreader-Software den ermöglichenden Hintergrund für das diskutierte Forschungsunterfangen. In einem solchen (makrostrukturellen) Bedingungsgefüge entfaltet sich die Subjektivität des Forschers. Der Autor ist ein männlicher, ‚weißer‘, mitteleuropäischer Sozial- und Medienwissenschaftler in der zweiten Hälfte seiner Dreißiger und hat neben seiner blindheitsbedingten Behinderungserfahrungen einen substanziellen Bildungsaufstieg zu verzeichnen (Schulz 2017).

Nun verweist die Methode der Autoethnografie auf eine Arbeit am Selbst durch das Selbst und über das Selbst, die den Versuch der Entschlüsselung erfahrungsgesättigter Gegenstände unternimmt. Der Rückgriff auf die Kulturosoziologie scheint daher naheliegend; Autoethnografie und Kulturosoziologie teilen nämlich ein grundlegendes Problem: Die Vertrautheit mit dem Gegebenen. Die eigene Kultur und Gesellschaft scheinen ebenso wie die gemachten, subjektiven Erfahrungen zu selbstverständlich, als dass sich das Besondere an ihnen einfach erkennen ließe. Es bedarf Methoden der Befremdung, also einer kontrollierten Distanznahme vom Gewohnten, einer Haltung der Suspension gegenüber dem Alltäglichen (Hirschauer 2010).

An dieser Stelle wird die beeinträchtigungsbedingte Behinderungserfahrung relevant, wie ich sie als blind arbeitender Wissenschaftler seit Längerem mache. Anders ausgedrückt wird im vorliegenden Fall vom Standpunkt der Blindheitserfahrung aus das Hören und Lesen Sehender erforscht. Grundlage für diese Befremdung ermöglichende Denkbewegung ist das kulturelle Modell von Behinderung (Waldschmidt 2005), denn untersucht werden auf diese Weise die Normalitätskonstruktionen der Sinnestätigkeit in der Mehrheitsgesellschaft. Hinterfragbar werden damit kulturelle Selbstverständlichkeiten, die die Sinnestätigkeit betreffen. Gemäß dem kulturellen Modell wird die Behinderungserfahrung nicht länger defizitär gedacht; vielmehr gilt die blindenspezifische Arbeitsweise als eine Ressource zur wissenschaftlichen Erkenntnisgewinnung, von der ausgehend neue Überlegungen im Kontext sprachbezogener Aneignungsweisen angestellt werden können.

Das autoethnografische Forschungssubjekt (Ellis/Adams/Bochner 2010) schreibt selektiv und retrospektiv über signifikante Beispiele, an denen sich kulturelle Rahmungen der eigenen Erfahrung aufzeigen lassen. Die Konturierung eigener Erfahrung gelingt beispielsweise über die Kontrastierung mit Interviews mit anderen Kulturangehörigen oder über die Analyse relevanter kultureller Artefakte.⁴

Die Blindheitserfahrung fungiert somit als Befremdung gegenüber den Wahrnehmungskulturen Nichtblinder. Gleichzeitig bringt die autoethnografische Analyse „das Schweigen dieser sozio-kulturell benachteiligten Wahrnehmungs-Kultur zum Sprechen“ (Saerberg 2014, S. 167).

Um Facetten kultureller Erfahrung greifbar zu machen, kann es weiterhin zielführend sein, die Forschungsliteratur mit den persönlichen Erfahrungen zu vergleichen (Ronai 1996). Der autoethnografische Text sollte dabei ermöglichen, in den Erfahrungsraum der Schreibenden glaubhaft einzutauchen, wobei es nicht in erster Linie entscheidend ist, dass dieser der „Wirklichkeit“ entspricht (Plummer 2001, S. 401). Als wesentlicher gilt, dass sich eine Kommunikation entspinnt, die zuvor nicht möglich war, und die somit neue Verständnishorizonte eröffnet (Ellis 2004). Welche das in diesem Fall waren und wie sie sich entfaltet werden wird im Weiteren beschrieben.

3 Dialogische Entwicklung des Forschungsfokus

Entsprechend der Maßgabe einer Objektivierung des objektivierenden Forschenden-Subjekts ist nachvollziehbar zu machen, wie mir der nicht selbstverständliche Zusammenhang aus Sinnlichkeit und Lesepraxis überhaupt zu einem Thema wurde. In den geführten Interviews wurden sprachbasierte und mediengestützte Hörweisen unter Bezugnahme auf das Integrative Basisverfahren nach Jan Kruse (2014) rekonstruiert. Über die geschilderte Aneignung von Hörbuch und Hörspiel wurde ein tieferes Verständnis des (deutend hergestellten) Verhältnisses der Interviewpersonen zu ihrer Sinnlichkeit gewonnen. Diesen Hörweisen wollte ich ursprünglich eine Autoethnografie gegenüberstellen, die die eigene Hörbuchaneignung untersucht. Dazu ist es so allerdings nicht gekommen, da während der Interviewrekonstruktion andere Fragen relevanter wurden.

3.1 Interviewrekonstruktion: Lesen als inneres Hören

In einem Interview wurde die Akustizität beim Lesen betont, was mich hellhörig machte. Die Formulierung entstand, da (die hier anonymisierte) Berta Brecht zu begründen versuchte, weshalb sie nach dem Hören einer Hörfassung eines literarischen Werkes – die sich für sie später als gekürzt herausstellte – im Anschluss zum Buch greifen wolle:

„würde mich glaub ich DOCH noch ma interessiern das die ge_sa GANZE geschichte zu hörn; [mhm] äh zu lesen natürlich. [mhm] innerlich zu hörn“ (Berta Brecht).

Mit der aus der Korrektur eines aufschlussreichen Versprechers hervortretenden Wendung umschreibt die 1975 geborene, musikkaffine Grundschullehrerin Berta Brecht ihr Empfinden beim Lesen literarischer Texte. Sie macht darauf aufmerksam, dass Lesen und Hören für sie ein ähnlich gelagertes Empfinden evozieren (vgl. Schulz 2018, S. 204f.). Diese Idee aufgreifend, verfolgte ich das geschilderte Empfinden weiter, woraufhin andere Fälle erkennbar wurden, in denen die akustische Dimension beim optischen Lesen hervorgehoben wurde. Rekonstruieren ließen sich in den Interviewdaten schließlich zwei Richtungen, über die sich die Men-

schen deutend der Aneignung sprachbasierter Inhalte näherten: Diese sind entweder über ihre akustische oder über ihre optische Dimension perspektiviert. In Abgleich mit medientheoretischen Positionen lassen sich diese Differenzen den beiden Hermeneutiken der Stimme und der Schrift zuordnen (ebd., S. 134ff.). Damit schien es geboten, die einleitend angedeutete, im Fachdiskurs als wesentlich angenommene Differenz zwischen dem Lesen und dem Hören von Texten kritisch zu reflektieren, welche sich über einen postulierten Ausfall innerer Stimmen beim Texthören behauptet. Ausgegangen wird nämlich davon, dass einen Text zu hören und einen Text zu lesen zwei grundlegend verschiedene Operationen seien (Lehmann 2012). Begründet wird dies mit dem Umstand, dass sich die äußere, einen Text inszenierende Stimme, und die innere Stimme (des Denkvorgangs) bei einer auditiven Textaneignung in einem notwendig konfliktären Verhältnis zueinander befänden (Jäger 2014).

Eindrücklich zeigte sich im Weiteren, dass sobald es um Wissensaneignung komplexerer Textinhalte geht, sich alle Interviewten für den Sehsinn entschieden. Rekonstruiert wurde im Kontext der Wissensaneignung folglich eine fallübergreifend vorgefundene, schriftthermeneutische Deutung. Diese gilt selbst für diejenigen, die sich zuvor noch begeistert für eine auditive Aneignung von Unterhaltungsliteratur zeigten. Auch sie wollten nun doch lieber optisch lesen, anstatt den Textinhalt anzuhören. Es scheint, als greife bei der komplexen Wissensaneignung eine vertraute Aneignungspraxis, in der gelernt wurde, sich primär auf das Auge zu verlassen. Den Ergebnissen der Interviewanalyse zufolge verfügen „die Menschen über ein von Selbstverständlichkeiten und routinisierten Praxisformen getragenes Wissen, das als ihre eigene, subjektive Ästhesiologie verstanden werden kann. Eine solche ästhesiologische Alltagstheorie gibt den Menschen auf erfahrungsgesättigte, im Medienhandeln erprobte Weise Auskunft über die Besonderheiten ihres Hörsinns und ihres Sehsinns“ (Schulz 2018, S. 291).

Die Übereinstimmung zwischen dem wissenschaftlichen Fachdiskurs und den Ergebnissen der Interviewrekonstruktionen verweist auf eine einhellig geteilte Perspektive, dass deutliche Grenzen in den (erfahrenen bzw. hergestellten) Sinnesleistungen der Augen und Ohren zu existieren scheinen. Postuliert werden im angedeuteten Argumentationsaufbau also gewisse Natürlichkeitsfixierungen, die die Ursache, weshalb das Lesen ‚mit dem Ohr‘ nicht ebenso gut gelingen könne, in der Sinnesphysiologie verorten. In gewisser Weise entstand daraus für mich aufgrund der eigenen Lesepraxis ein Handlungsdruck zur Dekonstruktion solcher essentialistischer Zirkelschlüsse. Stünde letztlich doch die (weiter) gefestigte, theoretisch wie empirisch fundierte Überzeugung, dass ein Lesen im engeren Sinne eine vornehmlich mit dem Auge leistbare Praxis sei.

3.2 Autoethnografie: Die Praxis des hörenden Lesens

Die computergestützte Arbeitstechnik eines blinden Wissenschaftlers greift häufig auf eine Sprachausgabe zurück. Eine solche übernimmt das Vorlesen der auf dem Bildschirm dargestellten Schriftzeichen. Die Textaneignung gerät damit automatisch und gleichsam medientechnisch vermittelt zu einer ganz eigenen sprachbasierten Hörweise, die autoethnografisch untersucht wurde. Außen vor bleiben muss dabei die mit technischen Stimmsynthesen potenziell verbundene Fremdheitserfahrung, da mir die Arbeit mit der Sprachausgabe schon lange vor dieser Forschungsarbeit vertraut wurde.

Als Schlüsselszene drängte sich ein vordergründig widersinniger Umstand auf: Ich habe im Rahmen meiner Forschungsarbeiten selbst Interviews geführt und diese nach den GAT 2 Regeln transkribieren lassen, um sie mir dann von der Sprachausgabe erneut vortragen zu lassen. Warum nun dieser mehrfache Medienwechsel? Wo liegt der Gewinn? Mit dem akustischen Text der Sprachausgabe in einem Word-Dokument lässt sich ganz anders arbeiten als mit dem aufgezeichneten Interviewmaterial selbst.⁵ In dem Transkript lässt sich viel direkter navigieren als in einer MP3-Audiodatei: Zeichen für Zeichen, Satz- oder auch zeilenweise. Darüber hinaus lässt sich der Textfluss zeitlich gliedern: Man kann gezielt hin- und herspringen, das Tempo verändern, Stellen kommentieren oder Wortschnipsel markieren und andernorts sammeln.

Dem technischen Klang der von einer Sprachausgabe gesprochenen Schriftzeichen haftet dabei nichts Menschliches an. Der akustische Text der Vorlese-Software ist – ähnlich der Schriftform – von sinn- und bedeutungstragenden Elementen der physischen Stimme befreit. Anders als bei der menschlichen Stimme sind Sprechmelodie, Geschwindigkeit und Betonung bei der computergestützten Stimm-synthese also nicht mit sinngenerierend. Bei der Interviewauswertung gerät dies zum Vorteil, muss doch nun eine eigene Sinnkonstitution geleistet werden, wodurch eine Distanznahme gegenüber der Ausdrucksintentionalität der Interviewten gewährleistet ist. Zugleich erfordert der technische Stimmklang eine angemessene Reaktion im Umgang. Eine erprobte Möglichkeit ist der Rückgriff auf die innere Stimme – ähnlich dem Vorlesen eines verschriftlichten Transkripts –, die das gerade auditiv Vernommene nochmals innerlich wiederholt. Die innere Stimme wird also mit der technischen Sprachausgabe in einen Dialog versetzt. Diesen simultan zum Hörprozess zu vollziehenden, repetitiven Vorgang bezeichne ich als Resemantisierung des auditiv Vernommenen (Schulz 2018, S. 307). Das sprachbasierte Texthören nähert sich somit dem optischen Lesen an. Denn für eine gelingende Lesepraxis müssen Sinn und Bedeutung in einem sich dialektisch vollziehenden Prozess kontrolliert wieder in den Text hineingetragen werden (Weimar 1999).

Anders ausgedrückt greife ich entgegen der vorherrschenden Auffassung der Leseforschung und alltagstheoretischer Annahmen aus den Interviews zur Hörpraxis beim auditiven Lesen im akustischen Text auch auf meine innere Stimme zurück. Widersprochen ist damit der Vorstellung einer quasi natürlich gegebenen Unvereinbarkeit von innerer und äußerer Stimme beim Texthören.⁶ Dem abtastenden Auge ähnlich ist über die Tastaturnavigation die Auswahl des zu lesenden Inhalts schnell und gut möglich. Entstehen kann in dieser feingliedrigen Navigation eine zeitliche Lücke, in der die innere Stimme – wie beim optischen Lesen auch – immer wieder Gehör findet. Ein reflexiv werdendes Sinnverstehen, das sich gegenüber den eigenen (voreiligen) Setzungen befremden kann, scheint auf. Das auditive Lesen erprobt somit die gleiche Dialektik eines In-der-Schwebelaltens von Sinn und Bedeutung wie das optische Lesen, nur eben im Hörmodus. Die dafür erforderliche Zeitregie muss sensibel auf den individuell-kognitiven Verstehensprozess abgestimmt sein. Damit ähneln sich das optische und das auditive Lesen auf eine Weise, die zum Verwechseln einlädt. Anders als die Interviewpersonen in ihrer Hörbuchaneignung strukturiere ich den akustischen Text mittels einer der Sinngenerierung adäquaten Textnavigation und erwirke so die für ein Lesen konstitutive Zeitregie. Letztere macht den wesentlichen Unterschied zwischen einem Texthören und einem Textlesen – und zwar unabhängig von der sinnlichen Wahrnehmungsmodalität.

4 Ein Fazit als kontingente Metaerzählung

In dem vorliegenden Beitrag wurden Subjekt und Objekt nicht als getrennt voneinander zu analysierende Entitäten entworfen, die unabhängig vom Standpunkt des Erkenntnissubjekts in ihrer Wesenhaftigkeit begriffen werden könnten. Gesellschaftliche Positionierungen und damit verbundene Erfahrungshintergründe, auch der Forschenden, sind als bedeutsam hervorgehoben. Deutlich wird, wie produktiv eine (selbst-)kritische Reflexion der Forschungsbemühungen sein kann; wengleich am Ende nur eine weitere kontingente Geschichte über das Lesen erzählt wurde.

Wie dargestellt ist das Konzept des auditiven Lesens erst im Dialog mit den Ergebnissen der rekonstruktiven Interviewauswertung entstanden. Ohne die Schilderung von der Interviewperson Berta Brecht, in der sie den Lesevorgang als ein inneres Hören kennzeichnete, wäre die Aufmerksamkeit womöglich nicht auf das Phänomen innerer Stimmen gelenkt worden. Es war jedoch erst diese Beobachtung der Interviewperson, die mich anders über meinen Umgang mit der computergestützten Sprachausgabe nachdenken ließ. Zuvor war ich hinsichtlich des erkenntnispraktischen Stellenwertes der Autoethnografie noch unsicher, wollte ich doch zuerst meine Hörbuchaneignung reflektieren und weniger den Umgang mit der Sprachausgabe untersuchen. Jetzt aber stellte ich fest, dass ich bei komplexeren Inhalten selbst schon lange die technische Stimme der Sprachausgabe innerlich wiederholte. Folge dieser Praxis war eine größere Textbindung und ein tieferes Verständnis, das mir über diese Resemantisierung reflexiv verfügbar wurde.

Mein Interesse am Phänomen innerer Stimmen war geweckt. Viele Fragen kamen auf: Was sagt die Leseforschung zum Phänomen innerer Stimmen? Welche Bedeutung besitzt dabei die mediale Verfasstheit der jeweils angeeigneten Sprachzeichen? Was lässt sich in den anderen Interviewfällen rekonstruieren? Mit der Subvokalisation war in der Leseforschung eine einfache Antwort gefunden. Der Rückgriff auf die innere Stimme wird als charakteristisch für den optischen Vorgang der Textaneignung gesetzt. Der Dialog zwischen der fremden Textstimme und der eigenen inneren Stimme gerät demnach zu einem dialektischen Prozess der Sinnkonstitution, wodurch man glaubte, den Kern des Lesens bestimmt zu haben. Zugleich wird die innere Stimme aber auch als differenzsetzendes Merkmal im Hörbuch-Diskurs verwendet, indem die stimmlich-auditive und die optisch-skripturale Textaneignungsweise als zwei grundlegend differente Operationen postuliert werden: Die innere Stimme im Kopf und die äußere des Hörbuchs würden demnach konfliktieren. Es lässt sich immer nur auf eine von beiden hören. Die in dieser Logik für das Lesen konstitutive innere Stimme wird also von der Hörbuchstimme zum Verstummen gebracht.

Diese Narration stand allerdings im Widerspruch zu den eigenen Erfahrungen im Umgang mit der computergestützten Sprachausgabe. Das Ganze musste also verwickelter und komplizierter sein. Weitergehende Fragen wurden durch meine vorausgegangene Unzufriedenheit über die bisherigen Erklärungsmuster geleitet. Diese konnten nur gestellt werden, weil ich meine beeinträchtigungsbedingte Behinderungserfahrung und meine alternative Arbeitsweise in die Untersuchung einbezog. Deutlich zu sein schien bis zu diesem Punkt, dass es das von mir eingeübte auditive Lesen in der machtvoll zugerichteten Logik des Fachdiskurses gar nicht geben dürfte.

Erkenntnistheoretisch gewendet lässt sich im Kontext der Transkription nun weiter die Frage stellen, was die Verschriftlichung für die Analyse gewährleistet. Schriftzeichen besitzen keine eigenzeitliche Strukturiertheit; zudem wird ein (mehr oder weniger sympathisch wirkender) Rhythmus und affizierender Stimmklang neutralisiert und im Interpretationsprozess mithilfe der inneren Stimme reinszeniert, sodass Varianten von Lesarten exploriert werden können. Eine vergleichbare Öffnung von Sinnhorizonten ermöglicht die Computerstimme der Sprachausgabe über die beschriebene Praxis der Resemantisierung. Die Stillstellung affizierender Stimm-Klänge in skripturale Sprach-Zeichen eröffnet eine veränderte Raum- und Zeitstruktur und damit eine erweiterte und vertiefte Navigations- und Orientierungsmöglichkeit im strukturellen Sinnzusammenhang des Transkriptionstextes, der somit besser systematisiert, abstrahiert und damit ausgewertet werden kann. Gleichzeitig beobachte ich die innere Resemantisierung, jedoch nicht nur bei der Auswertung von Transkripten, sondern allgemein bei einem hohen Konzentrations- und damit Aktivitätsgrad der auditiven Textaneignung.

Dass sich eine gelingende Lesepraxis maßgeblich als Frage nach einer adäquaten Zeitregie darstellt, wäre ohne die beharrliche, blindheitsbedingte Intervention nicht zu Tage gefördert worden. Eine Beharrlichkeit, die gewillt ist in der Behinderungserfahrung mehr zu erkennen als eine bloße Beeinträchtigung, nämlich eine erkenntnispraktisch zentrale und forschungsrelevante Ressource. Auf dieser Grundlage wuchs der Wunsch, eine alternative und dennoch schlüssige Geschichte über sinnliche Wahrnehmungsweisen sprachbezogener Textaneignungen anzugehen. Eine Geschichte, die weniger naturalistisch mit Grenzen der Sinnesleistungen argumentiert, die keine Essentialisierungen unhinterfragt übernimmt, durch die Differenzen aufgebaut werden, wo eigentlich offene Analysen von Praxisvollzügen stehen müssten. Eine Geschichte, die versöhnlichere Töne gegenüber der alten philosophischen Streitfrage der Verhältnisbestimmung der Medien Stimme und Schrift anklagen lässt. Eine Geschichte, die die Perspektivität von Praxisvollzügen, die Möglichkeitsräume ausdeuten und testen, ebenso gelten lässt, wie die eigensinnigen Subjektivierungsweisen der sich die Medien aneignenden Menschen. Eine Geschichte eben, die (sich) offen eingesteht, dass auch sie selbst nur eine weitere kontingente Geschichte im Strom der Erkenntnisproduktion ist. Eine Geschichte allerdings, die vom Standpunkt der Blindheitserfahrung aus etwas Neues zu erzählen hat und daraus ihr Existenzrecht zu bestreiten vermag.

Anmerkungen

- 1 Der Fokus der Auseinandersetzung liegt somit auf dem Verfasser als Forscher; für Hinweise auf die vielfältigen Positioniertheiten im Interviewsample (zur Übersicht Schulz 2018, S. 404).
- 2 Praxiszusammenhänge werden vorliegend verstanden als „Zusammenspiel von geübten Körpern, gegenständlichen Artefakten, natürlichen Dingen, Gegebenheiten, sozio-materiellen Infrastrukturen und Rahmungen“ (Schmidt 2012, S. 13).
- 3 Die analytische Differenzierung (nicht) diskursiver Praktiken kann hier nicht systematisch verfolgt werden. Es zeigte sich allerdings das einige Hörweisen ihren Ausgangspunkt an medienkritischen Diskursen, andere hingegen an einem leiblichen Spüren (also an nicht diskursiven Praktiken) nehmen (Schulz 2018).

- 4 Als solche können die typisierten Varianten von Hörtexten (Hörspiel, Hörbuch und informationsbasierte Sendung) gelten (Schulz 2018, S. 146ff.)
- 5 Ich mache hier einen wesentlichen Unterschied: Die Aufzeichnung des Interviews wäre in seiner Unveränderlichkeit der menschlich gesprochenen Sprache mit der stimmlichen Textinszenierung einem Hörbuch gleichzusetzen, dass die menschliche Stimme reproduziert, während die Sprachausgabe den am Bildschirm sichtbaren (und veränderlichen) Text immer wieder neu als Akustischen produziert; folglich werden auch die für die Transkription benötigten Sonderzeichen fortwährend mitausgegeben.
- 6 Ein laut Review weiterhin zu berücksichtigender Umstand könnte der Grad der paratextlichen Semantisierung sein. Wenn beispielsweise bei der Hörbuchaneignung nie auf die innere Stimme zurückgegriffen würde, verwiese dies auf die reduzierte Bedeutung des Sinneskanals. Mein Eindruck ist aber eher, dass der Komplexitätsgrad des anzueignenden Inhalts die Praxis leitet, also den Rückgriff auf die innere Stimme nahelegt.

Literatur

- Alkemeyer, T./Budde, G./Freist, D. (2013): Einleitung. In: Alkemeyer, T./Budde, G./Freist D. (Hrsg.): *Selbst-Bildungen. Soziale und kulturelle Praktiken der Subjektivierung*. Bielefeld, S. 9–32. <https://doi.org/10.14361/transcript.9783839419922.intro>
- Berger, P.L./Luckmann, T. (1987): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Frankfurt a.M.
- Bourdieu, P. (1993): Narzißtische Reflexivität und Wissenschaftliche Reflexivität. In: Berg, E./Fuchs, M. (Hrsg.): *Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation*. Frankfurt a.M., S. 365–374.
- Breuer, F./Mey, G./Mruck, K. (2011): Subjektivität und Selbst-/Reflexivität in der Grounded-Theory-Methodologie. In: Mey, G./Mruck, K. (Hrsg.): *Grounded Theory Reader*. Wiesbaden, S. 427–448. https://doi.org/10.1007/978-3-531-93318-4_19
- Bührmann, A.D./Schneider, W. (2008): Vom Diskurs zum Dispositiv: Eine Einführung in die Dispositivanalyse. Bielefeld. <https://doi.org/10.14361/9783839408186>
- Deppermann, A. (2013): Interview als Text vs. Interview als Interaktion. In: *Forum qualitative Sozialforschung*, 14. Jg., H. 3, Art. 13.
- Ellis, C. (2004): *The ethnographic I: A methodological novel about autoethnography*. Walnut Creek.
- Ellis, C./Adams, T.E./Bochner, A.P. (2010): Autoethnografie. In: Mey, G./Mruck, K. (Hrsg.): *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie*. Wiesbaden, S. 345–357. https://doi.org/10.1007/978-3-531-92052-8_24
- Foucault, M. (1978): *Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit*. Berlin.
- Gailberger, S. (2011): *Lesen durch Hören. Leseförderung in der Sek I mit Hörbüchern und neuen Lesestrategien*. Weinheim/Basel.
- Helfferrich, C. (2011): *Die Qualität qualitativer Daten. Manual für die Durchführung qualitativer Interviews*. Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-92076-4>
- Hirschauer, S. (2010): Die Exotisierung des Eigenen. Kultursoziologie in ethnografischer Einstellung. In: Wohlrab-Sahr, M. (Hrsg.): *Kultursoziologie. Paradigmen – Methoden – Fragestellungen*. Wiesbaden, S. 207–225. https://doi.org/10.1007/978-3-531-92300-0_9
- Jäger, L. (2014): Audioliteralität. Eine Skizze zur Transkriptivität des Hörbuchs. In: Binczek, N./Epping-Jäger, C. (Hrsg.): *Das Hörbuch. Praktiken audioliteralen Schreibens und Verstehens*. München, S. 231–253. https://doi.org/10.30965/9783846753460_015
- Kruse, J. (2009): Die Reflexivität Qualitativer Forschung - oder: Was erfahren wir über uns selbst, wenn wir qualitativ forschen? In: Neises, M./Weidner, K. (Hrsg.): *Qualitative Forschung in der Psychosomatischen Frauenheilkunde*. Lengerich, S. 13–46.
- Kruse, J. (2014): *Qualitative Interviewforschung. Ein integrativer Ansatz*. Weinheim/Basel.
- Lehmann, J.F. (2012): Literatur lesen, Literatur hören. Versuch einer Unterscheidung. In: Binczek, N./Epping-Jäger, C. (Hrsg.): *Literatur und Hörbuch*. München, S. 3–13.

- Lösener, H. (2005): Stärkt lautes Lesen die Lesekompetenz? In: *Leseforum Schweiz. Bulletin* 14, S. 42–47.
- Mannheim, K. (2015) [1929]: *Ideologie und Utopie*. 3. Auflage Frankfurt a.M.
- Plummer, K. (2001): The call of life stories in ethnographic research. In: Atkinson, P./Coffey, A./Delamont, S./Lofland, J./Lofland, L. (Hrsg.): *Handbook of ethnography*. London, S. 395–406. <https://doi.org/10.4135/9781848608337.n27>
- Ronai, C.R. (1996): My mother is mentally retarded. In: Ellis, C./Bochner, A.P. (Hrsg.): *Composing ethnography: Alternative forms of qualitative writing*. Walnut, S. 109–131.
- Saerberg, S. (2014): Audioethnografie und Autoethnografie. In: Tervooren, A./Engel N./Göhlich M./Miethe, I./Reh, S. (Hrsg.): *Ethnographie und Differenz in pädagogischen Feldern: internationale Entwicklungen erziehungswissenschaftlicher Forschung*, S. 167–184. <https://doi.org/10.14361/transcript.9783839422458.167>
- Schmidt, R. (2012): *Soziologie der Praktiken. Konzeptionelle Studien und empirische Analysen*. Berlin.
- Schulz, M. (2017): Intersektionalität im Widerstand. Mehrfachpositioniertheit am Beispiel des Zusammenspiels von sozialer Herkunft und Behinderung. In: *Zeitschrift für Diversitätsforschung und -management*, H. 1, S. 22–34. <https://doi.org/10.3224/zdfm.v2i1.03>
- Schulz, M. (2018): *Hören als Praxis. Sinnliche Wahrnehmungsweisen technisch (re-)produzierter Sprache*. Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-19654-7>
- Strauss, A./Corbin, J. (1996) [1990]: *Grounded Theory: Grundlagen Qualitativer Sozialforschung*. Weinheim.
- Waldschmidt, A. (2005): Disability Studies. Individuelles, soziales und/oder kulturelles Modell von Behinderung? In: *Psychologie & Gesellschaftskritik*, 29 Jg., H. 1, S. 9–31.
- Weimar, K. (1999): Lesen. Zu sich selbst sprechen in fremdem Namen. In: Bosse, H./Renner, U. (Hrsg.): *Literaturwissenschaft. Einführung in ein Sprachspiel*. Freiburg, S. 49–62.